

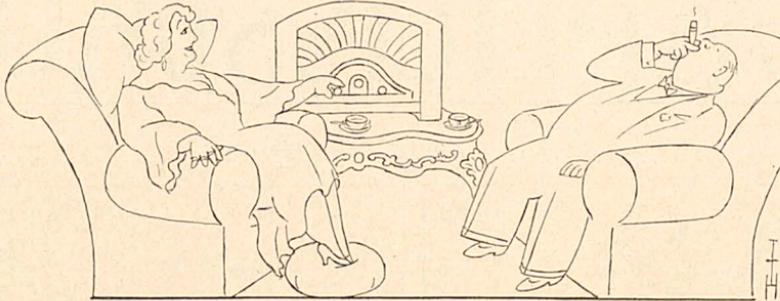
SIMPLICISSIMUS

Der Koloß auf tönernen Füßen

(Wilhelm Schulz)



„Der Dollar stürzt, es ändern sich die Zeiten, und neue Pleiten blühen aus den Ruinen.“



Gemütsmenschen: „Ich möchte so gern mal ein SOS hören!“

Der Kampf mit dem Drachen / Von Adele Jellinek

Nein, es wäre ihm niemals in den Sinn gekommen, bei seiner bescheidenen unromantischen Frau an so große Worte zu denken, oder sie gar in Verbindung zu bringen mit jenen bunten Gestalten des alten Figurenbildes aus der Kindheit, das einst sein Bubenerz so in Schwingung zu versetzen vermochte. Welche Beziehung sollte auch sein zwischen dem jungen Helden des Bildes, der das schwarz-schuppige Ungeheuer bezwungen hatte, und dem dürftigen Gestaltchen seiner Frau? Sie sah so zerbrochlich aus mit ihren schmalen Hüften und den flink hinwischenden Bewegungen; und der etwas müde Blick in ihrem verhungerten Gesichtchen sprach von ganz anderen Feinden als der kühne, trotzige des jungen Kriegers.

Und dennoch — wenn sie manchmal etwas besonders Schwieriges geschafft hatte, wenn sich plötzlich ein unwahrscheinliches Hindernis auftat und es ihr gelang, darüber hinwegzukommen, — dann konnte über ihr Gesicht ein so scheuer Zug der Entspannung, der Gelöstheit gehen, der irgendwie entfernt an jenes alte Figurenbild seiner Kindheit erinnerte. Sie selber dachte gewiß nicht an Heldentum dabei, sie nahm es als eine ungeheuer simple alltägliche Angelegenheit, dieses Kriegführens um jeden Groschen, diesen zähen Stellungskrieg, dessen Einsatz bald ein Stückchen Fett, ein paar Kartoffeln, Brot und Mehl war. Da aber jeder Kampf Spannung mit sich brachte, so war sie viel weniger unglücklich als er, — es war ihr Tagewerk, dem sie sich ganz hingab und das trotz allem nicht ganz ohne Befriedigung für sie war. Er war in dieser Hinsicht viel schlimmer daran. Wenn er ihr die paar Schilling Unterstützungsgelder hinterlegte, so war mit seine Aufgabe getan, und es begann die ihre.

Er war nicht immer voll Wut, Verzweiflung und Ekel. Manchmal beobachtete er viel Interesse die verwickelte Strategie, die sie anwendete, manchmal war er selber von Spannung ergriffen, wie sie sich vor einem unvorhergesehenen Hindernis aus der Patsche half.

Dienstag war Auszahlung, Dienstag brachte er ihr das Geld, er zählte es ihr auf dem Tisch auf, sechzehn Schilling Notstandsunterstützung. Davon sollten sie leben acht Tage lang, sollte Zins gezahlt werden, Gas, Licht, sollte Seife gekauft werden, Wäsche gewaschen, auch ein Schuh einmal geflickt — und vor allem, sie sollten davon leben.

Warum es ihr nie so ging wie ihm, daß sie die Fäuste ballte, die schmierigen Noten auf den Boden warf und darauf herumtrampelte? Nein, sie hatte recht, man hob sie ja doch wieder auf und glättete sie. Sie tat das alles nicht, sie machte sich über das Geld her mit diesem unsäglich Ernst, sie nahm den Kampf auf. Wie sie die Noten nahm mit ihren schmalen

Fingern, sie faltete und schon im Geiste Überschau hielt, wie sie diese armenigen kleinen Truppen aussenden würde gegen die übermächtigen Feinde! Drei Schilling wurden davon sofort weggelegt für den Zins. Sie kamen in eine abgegriffene Brieftasche und wurden in den Wäschekasten gelegt. Dann wurde ein Kilo Mehl und etwas Fett gekauft. Blieben eineinhalb Schilling für den Tag. Aber diese eineinhalb Schilling durften nicht aufgespart werden. Denn dahinter bargen sich noch so ernste gewichtige Mächte wie Gas und Licht.

Langsam fragte er sich, warum seine Frau es damit nicht so hielt wie beim Zins, daß sie einfach die Beträge gleich am Anfang abstrich und beiseite legte. Aber sie ging viel raffinierter zu Werke. Es war so herrlich, sich vorzustellen, daß man die ganzen eineinhalb Schilling veressen dürfte. Man sah eine Freiheit vor sich, man durfte ihr nachgeben. Es war dann viel leichter, etwas von dieser Freiheit freiwillig preiszugeben. Seine Frau besaß in ihrem Küchenkasten allerhand Nippisäckchen. Da war eine kleine Gießkanne aus Porzellan und ein Gläschen in Form eines kleinen Maßkruges. In die Gießkanne wurden jeden Tag zehn oder zwanzig Groschen geworfen: das war ihr die Gasrechnung. In den kleinen Maßkrug kamen hin und wieder einige Groschen für das Licht.

Sie redete immer davon, sie hätten eineinhalb Schilling im Tag zu veressen. Und ganz unter der Hand, ganz heimlich stahl sie etwas davon weg. Und das tat dann nicht mehr so weh, denn es geschah ohne große Entschlüsse, so rasch, wie man mit den Augen blitzelt.

Gegen dieses System ließ sich nichts einwenden. Es war nur peinlich, daß an

diesen komischen Kännchen und Krüglein ein unsichtbares Siegel zu hängen schien, ein Tabu, daß man sich ihnen nicht mit profanen Absichten nähern dürfte.

Es kamen doch Tage, wo nicht einmal mehr ein Groschen in ihrer achtbüchigen Geldbörse war. Es war meist der Tag, der der Auszahlung seiner Unterstützung vorhing. Dann kochte seine Frau irgendeine Ersatzsuppe, die für den ganzen Tag reichen mußte, die aber nicht sättigte, wenn kein Brot mehr im Haus war. Dann hatte er den ganzen Tag rechtschaffen Hunger, fluchte über diese Wirtschaft, war zu müde zum Weggehen und lag den ganzen Tag im Bett herum. Sie aber war doppelt gequält und jammerte immer wieder: „Es tut mir so leid, aber ich hab' keinen Groschen mehr!“

Dann war es komisch, daß gerade in diesem Augenblick in ihnen beiden die Vision von dem kuriosen Gießkännchen und dickbüchigen Maßkrüglein emporstieg, die voll waren mit klappernden Münzen, die für ihr außerordentliches Verhältnis einen kleinen Reichtum in sich schlossen. Es war doch so nahelegend, sich zwei Nickelstücke von dieser ihrer kleinen Familienbank auszuborgen, um einen Viertel-laib Brot zu kaufen; man konnte sie ja am nächsten Tag wieder zurücklegen. Er hatte auch einmal eine Andeutung in dieser Hinsicht gemacht, da war sie flammend auf ihn losgefahren: Was er sich denn vorstelle! Das gehe nicht! Wenn man es einmal tue, mache man es immer! — Er war wütend, aber er mußte ihr recht geben.

Sie besaß noch andere „Systeme“. Das eine bestand darin, daß sie, wenn sie morgens länger liegen blieben, um sich warm zu halten und das Frühstück zu sparen, mit ihm lange Pläne machte, wie sie den Tag mit so wenig Hunger berechnen würden. In der Frühe, wenn sie ausge-schlafen war, da war sie immer großzügiger, denn da sah sie alles heller und leichter. Sie würde Blutwürste kaufen und Sauerkraut, da hätten sie mittags und abends zu essen; und sie phantasierte weiter. Wie Kinder träumten sie, vom Essen, während sie in den Betten lagen, erzählten sich, was sie damals und damals gegessen hatten, wie das und das schmeckte, und was sie sich kaufen würden, wenn er wieder einen Verdienst heimbrächte.

Als er aber mittags von der Vermittlung heimkam, da schmort keine Blutwurst und kein Sauerkraut in der Pfanne, sondern krug intensiven Zwiebelgeruch. Und seine Frau kam ihm verlegen entgegen und bat ihn, er solle nicht böse sein. Aber die Blutwürste und das Kraut kosteten sowieso viel, die Gulaschkartoffel aber nicht einmal den vierten Teil; sie erspare also einen Schilling. Und Ende der Woche komme der Waschtag, er wisse doch, da brauche sie Seife, Waschmittel und Kohlen. Und da lächelte er, denn er würde morgen wieder etwas anderes „kommen“,

Abwarten —!

Von Karl Kinnadt

*Was sin möt, möt sin; soll jeder mal ran,
nach den Roten nun wieder die Rechten.
Hauptsache bleibt doch, daß einer kann,
was schließlich alle gern möchten!*

*Wer Arbeit schafft und Hunger stillt
und läßt die Wirtschaft sprießen,
den sind wir alle gern gewillt,
als Retter zu begrüßen!*

*Doch glaub' ich, daß es Zuversicht,
Vertraun und Hoffnung stärkte,
wenn man vom neuen Morgenlicht
baldmöglichst etwas merkte —*



„Immer die verdammten Blumen!“

das die Hand auf sein armseliges Traumgericht legen würde. Viel schrecklicher war es, wenn irgend etwas Unvorhergesehenes eintrat: zum Beispiel, wenn die Schuhe durch waren, oder wenn irgendeine notwendige Reparatur gemacht werden mußte. Seine Frau stand zwar auch solchen Katastrophen nicht völlig unvorbereitet gegenüber. Da blieb manchmal ein kleiner Rest in der Gas- oder Lichtkasse. Dieser Rest wurde nicht etwa verprät, wie er anfangs naiverweise gehofft hatte, sondern er kam in eine geheime Reservekasse. Wenn dann eine solche Katastrophe eintrat, dann war es unerhört tröstlich, zu sehen, wie zwei schmale verarbeitete Hände ein Schächtelchen aus der Tiefe

des Wäschekastens hervorgruben, wie sie den Inhalt auf der Tischplatte ausschütteten und zählten und rechneten. Und in solchen Augenblicken war es — wenn das Wunder geschah, daß die Summe stimmte, — daß jener Zug von Gelöstheit, von tiefer innerer Entspannung über ihr kleines schmales Gesichtchen ging, der es so erbarmungswürdig und so heilig machte . . . Einmal aber, als sie sich und ihn die ganze Woche nur mit Suppen gefüttert hatte, da hielt er es nicht mehr länger aus. Hinter ihrem Rücken brach er in die Gaskasse ein, raubte sie aus und brachte von unten die herrlichsten Dinge: Butter und Käse, Wurst und Fleisch. Ihre Augen wurden so groß und strahlend wie die Augen von Kindern vor dem Weihnachts-

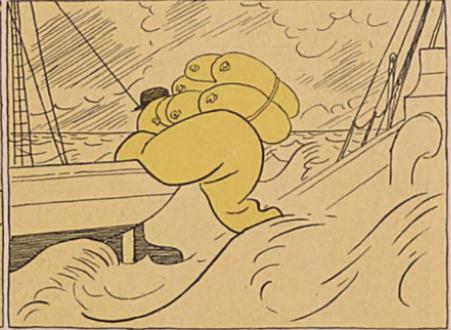
tisch, als sie ihn mit den Schätzen kommen sah. „Woher hast du das Geld?“ fragte sie glücklich. Er drückte sie auf einen Stuhl nieder: „Zuerst essen!“ befahl er. Und er fütterte sie mit den besten Bissen. Nachher gestand er ihr, woher er das Geld hatte. Oh, er vergaß es niemals. Ihre Augen öffneten sich groß und starr, ihr Gesicht wurde ganz hager, sie stürzte zu dem Schrank, schüttelte und rüttelte an dem kleinen komischen Gießkännchen, als müßte sich doch noch ein Funken Leben darin zeigen. Dann warf sie sich über den Tisch und weinte . . . Er tat es niemals wieder. Er war ihr Gefolgsmann und sie war der junge Held, der hinausritt mit verhängten Zügeln ins Grauen . . .

Die Odyssee des Kapitals

(Olaf Gulbransson)



Auf sicherem Schiffe fuhr der Geldmensch mit seinen Schätzen dahin.



Plötzlich geriet das Schiff in Seenot, aber glücklicherweise konnte er sich mit dem größten Teil seiner Schätze auf ein anderes Schiff retten.



Als auch dieses zu sinken drohte, gelang es ihm, ein drittes Schiff zu erreichen, wobei er freilich wiederum einige Geldsäcke verlor.



Aber auch dieses Schiff kam in Gefahr, er mußte Zuflucht auf einem vierten Schiffe suchen.



Wiederum erlebte er einen Schiffbruch und rettete sich schwimmend auf eine Sandbank,



die sich aber als ebenso unsicher wie jede andere Bank erwies.

Der Bahnhof züht. Es gähnt die Geleise. Ein jedes Ding zeigt Dienstgesicht und Eigenart. Der Mann am Schalter gähnt auf seine Weise. Die Trunden tragen bei Geburt schon Bart.

Ein Mensch feigt Steige, und er singt von "Tagen, wo es im Prater einst so schön gewesen". Er singt nur leise, weil er feigt. Ein Wagen mit Lorbeerästen fährt am Tor vorbei.

Der Bahnhofsvorstand liest im "Landesblatt" (denn als Beamter muß er wohl im Leben stehen); veräußert nicht er Kenntnis von zwei Toten; die auf das Konto "Schnelles Fahren" gehn.

Die Zeit steht still. "Für Männer um die Ecke." Sechzehn Uhr vierunddreißig kommt der nächste Zug. Milchkannen träumen, neben ihren Säcke. Die Aufschrift "Eilig" wirkt wie Selbstbetrug.

Kurt Fehse: Abenteuer in Vineta. 416 Seiten. (S. Fischer, Verlag, Berlin.)

Heuser hat sich in seinem neuen Roman in der Gestaltung eines phantastischen Stoffes versucht. Alle hundert Jahre steigt, der Sage nach, Vineta, die alte Wunderstadt, für vierundzwanzig Stunden aus dem Fels der Ostsee auf. Ein junger Mensch unserer Zeit gerät wie von ungefähr in ihren Zauberkreis. Magisch in die Stadt hinein zu gehen ist die einzige Möglichkeit, Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukunft wunderlich mischen, die seltsamsten Abenteuer. — Ein ziemlich überraschender epischer Versuch. Was dabei herauskam, ist recht erpöcklich. Dieser Roman hat die Duffigkeit eines Traumes, die Leichtigkeit eines Märchens, die Farbigkeit einer Allegorie und, weil er volle Anspielungen auf unsere Zeit enthält, zugleich auch die gedankliche Schwere einer Brechlichkeit. Willi Fehse

Gerhard Uhde: Kristall aus 7. (Verlag Heitz & Co., Straßburg.)

Dieses Buch — es ist gleich vorgekommen, ein Mißverständnis vorzulegen — hat keinerlei künstlerischen Wert, aber es ist bedeutsam als ein Beitrag zur Theatergeschichte im allgemeinen und besonders zur Sittengeschichte des Theaters. Der Autor schildert, offenbar aus eigenen Erleben, das Schauspiel einer Gruppe von sieben Mitglidern, Führern Wertarbeitern, Studenten, Parteilokalfunktionären und Nichtaktiven, die in der Nachkriegszeit durch die Dörfer und Städte längs der Donau wandern und die Mysterien von "Paradies", den "Doktor Faustus" und "Hans Sachs auf Zelt und Tausend" spielen. Die Darstellung ist nicht ohne einen so gar im Freien. Sehr ausführlich liest diese Schilderung eines letzten Endes doch vergeblichen Ringens um Gemeinschaft und die Zeit der Tausend. Die Schilderung sprengt, weil sie nicht nur einander und von der "neuen Lebensform" bleibt nicht Positives, außer einigen Glückseligkeiten, viel verstreut, viel Luskummers, viel Frotzler, Helligkeit, viel einer regelrechten Hochzeit. — Selbst das Schlüsselstück, dessen „nach sieben Jahren“ ein wenig unwahrscheinlicher, und doch nicht wirkungsvoll vermag dem dokumentarischen Wert des Buches keinen wesentlichen Eintrag zu tun. Charly Conrad

Francis Hackett: Heinrich VIII. (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.)

Das ist die glänzend geschriebene Biographie eines englischen Königs, der mit sechs Frauen gelebt hat und zwei davon dem Henker ausgeliefert. Der Krone anzuhängen, König zu sein, ein kleiner Luxus entfaltete, am schließlich, sechshundfünfzigjährig, als Krebskranker zu sterben. Mit ihm starb das oligarchische Zeitalter, um der neuen weltpolitischen Macht England Platz zu machen. Hackett verleiht keine psychologischen Momente; haarscharf zeichnet er das Bild dieses Heinrich, der eine Mischung von Tyrannat und Schwindler gewesen ist, der aber nicht nur ein mittelmäßiger politischer Charakter. Fünfzig Jahre lang kämpfte er um die Vorherrschaft in Europa. Aber er war kein großer Feldherr, kein großer Diplomat, kein großer Staatsmann, sondern ein egozentrischer Kapitalist auf dem Thron, mit dem politischen Willen, die Welt zu regieren, was er für ihn glaubt. — Und das Panorama dieser Jahrzehnte war ihm die richtige Kulisse: Seine Gegenpartei hatten Formos und die Zeit der Reformation, die katholische Kirche, Lübeck und die Bannflüche der Päpste, Kriege, die unbefriedigt geführt wurden, aber Geld kosteten, Herarden, die Provinzen zwischen England und Frankreich, die unter dem Namen der "Katholischen Liga" in diesem König die Tochter als Mätressen zuschmeißen; so geartet war diese Epoche, und sie fand in Heinrich ihren idealen Repräsentanten. Rudolf Steiner

Robert Musil: „Der Mann ohne Eigenschaften“ Bd. 1-2. (Rowohlt, Verlag, Berlin.)

Die Mittelstufe dieses durchaus ungewöhnlichen Romans, von dem bisher zwei Bände vorliegen, während der dritte noch aussteht, ist ein junger, reicher Herr namens Ulrich, wohnhaft in Wien, dem kleinsten Eigenschaften etwa fehlen; nur: er emanzipiert sich nicht, schaltet sie willkürlich aus, weil er wahrzunehmen glaubt, daß bei der unübernehmbaren Verflüchtigung des Daseins, — die sich eben in diesem Wien durch den Vorkriegsjahre 1914/15 dargestellt hätte — keine Eigenschaften zu einer reinen Wirkungsform kommen, sondern immer wieder durch irgendein anderes beschaffenheitsmäßig bedingtes Verhalten in zwei Bänden tritt dann neben Ulrich seine Schwester Agathe, die bisher in der Provinz verheiratet und verborgen war, — auch sie „eigenständlich“ bleibt, das bei dem Bruder nur ein Passivität folgt, bewirkt bei ihr eine Aktivität, deren Eigenschaften sie nicht zu unterscheiden vermag (sie fragt einmal: „Ein Mensch, der eine solche Handlung begeht, ist er ein schlechter Mensch?“), so daß sie ganz nur im Kriminellen abgeleitet. Am Ende des zweiten Bandes scheinen die Geschwister schließlich in unausweichlicher Entwicklung zu engerer, also „atmosphärischer“ Verbindung. — Was den Roman vor allem auszeichnet, ist die unbedingte Präzision der Darstellung. Selbst die kleinsten Details sind nirgends auf nur rund 1600 Seiten einen Rest von nur Ungefährem stehen läßt. Musil ist insofern, seine Gedankenwelt ganz transparent zu machen, und jede Unwahrheit scheint in dieser reinen Glut spurlos zu verbrennen. Werner Richter

Büchereinlauf

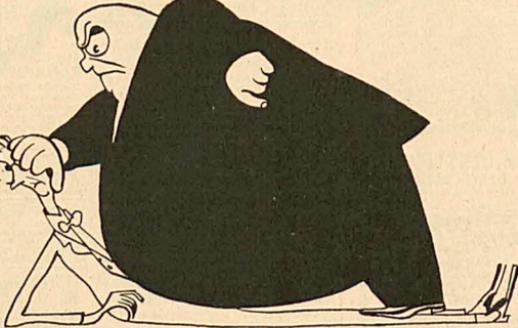
Dr. J. Jastrov: „Weltgeschichte in einem Band“. Verlag Ulstein, Berlin.
Friedrich von der Tränck: „Der Stier und die Klone“. Leopold Klotz, Verlag, Gotha.
Heinrich Spiro: „Siegfried von der Tränck“. (Gedanken zu seinem Werk). Leopold Klotz, Verlag, Gotha.
Dr. h. c. Friedrich von Oppeln-Bronikowski: „Gerechtigkeit“. (Zur Lösung der Judenfrage). Nationaler Verlag, Joseph Garbade, Huch, Berlin.
Alfred Polgar: „Ansichten“. Rowohlt, Verlag, Berlin.

Die Kälbernacht / Von Robert Hunds

„Hör ens!“ flüsterete Hein, nahm Annis Arm aus seinem Nacken und streckte den Kopf unter dem Federbett hervor. Aber alles war still. Auch Annis hielt lauschend den Atem an. Durch das Fenster drang kein Lichtschein. Es war stockdunkel in der kleinen Dachkammer. Gerade wollte sich Hein wieder auf Annis warme, weiche Brust verkriechen, da glaubte er zum zweiten Male von unten aus dem Kusthal ein ängstliches Stöhnen zu hören. In Schaufeln, die Klirren, ein Geräusch. „Die Rös“, sagte er, schlüpfte seitwärts aus dem Bett, damit die Annis nicht kalt werde, nahm von dem Nagel in der schmalen Tür seinen Mantel, warf ihn um und ging leise mit nackten Füßen hinaus auf den Heuboden. Der kräftige, ein wenig beidende Stallgeruch, der von unten heraufdrang, tat ihm unbeschwert wohl. Er tappete sich im Dunkeln vorwärts, bis er die Klirren hinter sich gegen den Schneidekasten stieß. Dann kniete er nieder und tastete nach der offenen Luke, in der die Leiter zum Stall hinabführte. Der Häcksel drückte sich in seine Knie und juckte. Vorsichtig beugte Hein sich über das Loch und lauschte hinunter. Außer den ruhigen Atemzügen der Kühe war nichts zu hören. Er blieb eine ganze Weile in dieser Stellung. Ein Schwall wühlender Wärme schlug von unten in sein Gesicht.

Endlich stand er auf und ging in die Kammer zurück. Leise zog er die Tür hinter sich zu. Die Klinkle hielt er in der Hand und ließ sie langsam herab. Der Gang hatte ihn wieder ganz wach gemacht. Er kroch in sein Bett und schloß sein Körper wieder wie neu. Sie habe doch gleich gesagt, daß es nichts gewesen sei, meinte sie ein wenig ärgerlich über die Unterbrechung. „Die Rös hält“ doch schon gestern sein müssen“, sagte Hein, und mehr konnte er nicht sagen. Annis Haar hatte den gleichen Geruch, wie er ihn oben über der Luke wahrgenommen hatte, und das dünkte ihn gut. Da klickte die hintere Kette, die ganze Hauswand schien dumpf zu dröhnen, und nach einem Augenblick der Stille drang ein furchtbares, langgezogenes, gleichsam hilfloses „Muh“ durch die Nacht. Hein war mit einem Sprung aus dem Bett. „Verdammt! Verdammt!“ fluchte er und tastete nach seiner Hose, die irgendwo vor dem Bett auf dem Boden liegen mußte. Aber er fühlte nichts als den dicken Heustaub, der hier oben alles überzog. „Anni, min Bux“, sagte er. „Anni, wo ist min Bux?“ Von unten kam wieder das jämmerliche Brüllen der Kuh und das Geräusch der Kette. Annis gab diese Nacht endgültig verloren, stand auf, zog unter dem Kopfkissen ihr langes, dickes Nachthemd hervor und zog es sich an. Dann kniete sie nieder und begann den Boden nach der Hose abzutasten. Zuweilen griff Hein versehentlich nach einem ihrer festen Körperteile, im Hause wurde es schon lebendig. Jemand lief mit schwerem Schritt vorbei. „Der Vater“, sagte Hein. Endlich entdeckte Anni die Hose in der Hand. Die Heine mußte sie oben sein hinausgehen mit den Füßen unbemerkt mitgeschleift

haben. Er zog aus der Tasche die Streichhölzer, zündete eines an und nahm die Kerze vom Waschtisch, die in einem porzellanen Halter mit der goldenen Aufschrift „Gute Nacht“ stak. Außer einem kleinen, primitiven Waschtisch stand nur noch ein Stuhl in der Kammer. An der Wand hing ein Spiegel, vor dem Anni oben ihren verwirrend dunklen Haarschopf in Ordnung brachte. Die Kerze brannte unruhig. Hein band sich ein buntes Taschentuch um die Hals, zog die blaue Joppe an und kletterte die Leiter zum Stall hinab. Gleichzeitig trat unten der alte Bauer in den Stall. Er hängte seine Laterne am Deckenhaken auf, sie noch eine Weile hin und her pendelte und bald die eine, bald die andere Hälfte ins Dunkel tauchte. „Jung, lo de Wind“, sagte er. Hein wußte Bescheid. Der Vater hatte sich in dieser Hinsicht nicht viel geändert. In der Ecke am Fenster stand die Rös und wendete langsam, wie hilflosuchend, den schweren Kopf. Inzwischen waren alle Kühe im Stall wach geworden. Eine nach der anderen stand schnaufend auf und schwankte dann ein wenig schlaftrunken auf den Beinen. Nervös klatschten sie sich die Schwänze auf den Pansen und klirrten mit den Ketten. Hein holte die Winde aus der Ecke, wo sie neben Schaufeln, Gabeln und einem Schubkarren an der Wand lehnte. Die Kuh stöhnte. Sie hatte einen furchtbar aufgetriebenen Leib. Hein hielt den Schwanz fest, und der Bauer streifte sich den Armel hoch. Als seine Hand die Kuh berührte, begann sie zu zittern. „Dat is man jut. Et leit mit der Joppe achteren Poer toerst“, sagte er nach der Untersuchung, wischte sich die Hand an seiner Manchesterhose ab und ging in den Hausflur. Dort klopfte er an Annis Kammertür. „Hei“, rief er, „opstoh!“ Diesen Augenblick benützte die Magd, die bis dahin oben im Dunkeln an der Luke gehockt hatte, schnell die Anzeigerknäuel zu ziehen und die hintere Stalltür hinauszuschließen. Es war entsetzlich kalt. Ann legte das Ohr an die Ritze der Stalltür. Sie fühlte die Kälte der Steine unter ihren nackten Füßen. Der Bauer trat wieder in den Stall. Er zog sich die Joppe aus und hängte sie an einen Haken, an dem ein paar verrostete Ketten hingen. Auch Hein zog seine Joppe aus. Nach seiner Wulle kam Anni, die sich inzwischen in ihrer Kammer angekleidet hatte, eilig in den Stall, als sei sie oben erost aus dem Schlaf aufgestört worden. Sie fragte ganz dumm: „Jeees, was is? Was is?“ Der Bauer nahm die Winde und setzte sie gegen die Kuh. Dann führte er die Schlinge ein und legte sie um die feuchten Hinterbeine des Kälbens. „Kann losgohnt!“ sagte er, und Hein und die Magd versuchten mit aller Kraft, die Winde zu drehen, während der Alte das Sie durch seine Hand gleiten ließ und die Kuh schief beobachtete. Aber es führte sich nichts. Die Winde ließ sich nicht um einen Zentimeter drehen. Aus der Küche hörte man das Klappern von Töpfen. Die Frau war jetzt gleichfalls aufgestanden und machte Wasser warm. Nun griff auch der Vater mit ans Rad. Man mußte sich vor-



Gewichtige Begründung

Der Taucher

(Alfred Kubin)



Lieber Simplicissimus!

Das Oberlandesgericht Dresden hat in einem Urteil vom 25. Oktober 1932 (abgedruckt in der Jur. Wochenschrift 1933 S. 476) folgendes von sich gegeben:

„Grober Unfug besteht in der Vornahme einer — grobungehörlichen — Handlung, die entweder bei ihrer Ausführung oder aber erst später in dem durch sie bewerkstelligten äußeren Erfolge für Personen, die das Publikum in seiner unbestimmten Allgemeinheit repräsentieren, unmittelbar mit leiblichen Sinnen wahrnehmbar und gleichzeitig geeignet ist, im Falle stattfindender Wahrnehmung ebenso unmittelbar dergestalt störend auf die Betroffenen einzuwirken, daß in dieser Wirkung sofort eine Störung oder zum mindesten eine Gefährdung der öffentlichen Ordnung nach ihrem äußeren Bestande zur Erscheinung kommt.“

Das ist allerdings grober Unfug.

Vom Zentrum

*Wie stattdich saß man doch als Sphinx
imlitten zwischen rechts und links.*

*Man wußte: heute braucht mich der,
und morgen holt mich jener her.*

*Wie war man seines Schlüssels froh:
man konnte so und konnte so*

*und hielt sich klag und demgemäß
an das beliebte Do ut des.*

*Da kam der böse fünfte März
und brach dem Zentrum das Herz*

*und nahm ihm seinen Schlüssel weg.
Nun steht es wie das Kind beim Dreck...*

*Verhüll' dein Haupt im schwarzen Schal.
Es war einmal... es war einmal.*

Katzenbach

Stilblüten

Aus dem Roman „Landmann Hal“, von Norbert Jacques: „Die Schläfen klopfen wie Glocken in den Mai hinein und umschallen die Ohren mit Wohlgetön. Die weiße Bräutlichkeit der Natur schwemmt über alle Betten aus.“

Aus dem Roman „Das Rätsel“, von Elise Rema: „Ihre brennend roten Augen krümmten sich in Hohn.“

Aus dem Roman „Der Alte und die Nachtigall“, von Erna Faber: „Der Traum der Speichelreste seines Bartes riß sie immer wieder aus Orpheus Armen und sprudelte aus ihrem Munde.“

Das „Neue Wiener Journal“ berichtet am 10. Februar 1933 über eine Mißgeburt: „Das Kalb besaß zwei Köpfe, acht Füße, zwei Schweife und zwei Rücken, die seltsamerweise am Bauche zusammengewachsen waren.“



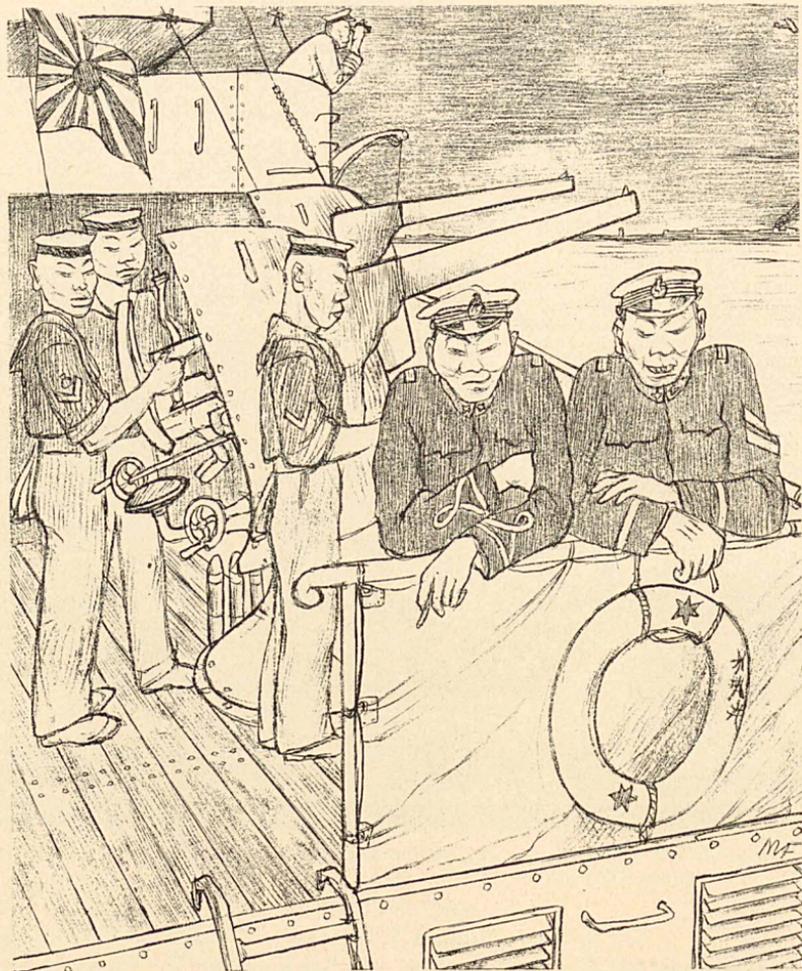
„Bloß ein Glück, Madame, daß der Beginn des Frühlings nicht von einem Beschlusse des Völkerbundes abhängt!“

Die Erfindung / Von Hans Gund

Der Ordinarius für unangewandte Chemie an der Universität in Hürinxalat, Professor Dr. Karl Schnupfpulve, begibt sich in strömendem Regen nach Hause. Es gießt zum Steinerweichen; Feuerwehrlente irren entsetzt umher und suchen einen Hydranten, denn in einer Nebenstraße brennt gerade eine Asbestfabrik ab, aber es gießt so stark, daß die Feuerwehrlente den Hydranten nicht finden können, und so brennt die Fabrik eben ab. Professor Schnupfpulve schaut aus seinem Gummimantel heraus interessiert zu und erwägt die Einrichtung einer homöopathischen Feuerwehr, die, kurz gesagt, durch winzige Dosen Benzin und Kohle das Feuer sozusagen verbrennen könnte, oder zu mindest eine Reform der landläufigen allo-

pathischen Methode, von der Frage ausgehend, ob denn der Gegensatz zum Feuer überhaupt das Wasser sei und nicht vielmehr die Kälte, woraus dann ganz zwangsläufig eine andere Art des Verfahrens folgern müsse, nämlich: die Flammen durch Kälteprojektoren zum Einfrieren zu bringen und sie in erstarrtem Zustande, gleichsam als lodende rote Eiszapfen, vom Gebäude abzubringen, auf freies Feld zu schaffen und dort aufzutauen, wo sie dann unschädlich zu Ende brennen könnten, — als er plötzlich fühlt, wie das Wasser in seine Schuhe eindringt. Ob nun das Gewicht seiner Persönlichkeit ein Loch in die Erde gedrückt hatte oder hier von Natur aus eine Vertiefung bestand, — jedenfalls steht er

mitten in einer von tausend Zuflüssen gespeisten ungeheuren Pfütze. Reißende Sturzbäche gurgeln in Strudeln quer durch seine Schuhe, die Strümpfe saugen sich begierig voll, und als er die Beine hebt, hängen zwei kleinere Karpfenteiche daran. Was nützt es ihm, daß er mit den beiden kleinen Karpfenteichen davonleitet, bei jedem Schritt eine hohe Fontäne aus den Schuhen in die Luft spritzend, — als er zu Hause ankommt, sind die Schuhe butterweich und delikate, die Einlagen treiben aufgelöst darin wie Tang und Algen durch die Gewässer, die Strümpfe haben sich in Gestalt von Kugeln zwischen den Zehen versammelt, nur das bunte Muster klebt noch an der Wade. Aber Professor Schnupfpulve ist nicht der



„Das Heil der Menschheit kommt immer aus dem Osten: Nun helfen wir schon wieder mit unseren Waffenbestellungen der europäischen Wirtschaft auf die Beine!“

Mann, der die Hände in den Schoß legt und sich mit den Fehlern und Lücken der Schöpfung zufrieden gibt; ist er doch auf dem Gebiete der Erfindungen kein unbeschriebenes Blatt mehr! Als er sich zum Beispiel beim Hasenbraten auf einem Schrotkorn zwei Zähne ausgebissen hatte, erfand er das Schießen der Hasen mit Speckstreifen, wodurch man obendrein

das Spicken sparte; seine Erfahrungen auf diesem Gebiet hatte er in seinem Werk „Die Spickflinte“ niedergelegt. Kaum hat er also jetzt den Strumpffaalat mit der Pinzette zwischen den Zehen hervorgezogen, als er auch schon (in Verfolg seiner bisherigen Meriten) wie gewöhnlich energisch ans Werk der Abhilfe geht. Da er den Regen einstweilen nicht beseitigen

kann, (insbesondere, solange der Privatbesitz an den Wolken leider noch immer nicht durchgeführt ist,) aber auch dann könnten einem Diebe des Nachts die Wolken wegblassen und irgendwo auf dem Lande billig unter der Hand verkaufen, falls man sie nicht abends eingeschlossen hätte,) gilt es, statt des elenden Leders einen neuen Stoff zu erfinden, aus dem



„Messieurs, um eine militärische Gleichberechtigung zu erzielen, schlage ich vor, die Gewehre aller Nationen gleichmäßig um fünf Zentimeter zu kürzen.“

man wirklich stichhaltige Schuhe herstellen kann. Drei Postulate stellt er für diesen Stoff auf: er muß a) geschmeidig sein, er muß b) warm halten, und er muß c) unbedingt regenfest sein.

Sofort beugt er sich über seine Retorten, mischt Chemikalien, berechnet Formeln und verexperimentiert sein ganzes Vermögen. Als der Winter kommt, hat er bereits kein Geld mehr, um sich Kohlen zu kaufen. Der Winter ist hart, aber sein Wille ist noch härter. Als das Thermometer im Zimmer drei Grad Kälte zeigt, schiebt er es entschlossen in den Ofen und verheizt es, worauf es wieder etwas steigt. Zu allem Mangel an Überfluß platzt auch noch die Fensterscheibe, und er muß die Scherben in der Mitte notdürftig mit einer alten Sicherheitsnadel zusammenstecken, aber der Winter zwingt immer wieder seinen Kopf hindurch und schaut neugierig hinein, so daß die Nadel schließlich herausfällt, und da wehen die Splitter haltlos im eisigen Nordwind. Nachts arbeitet er beim Schein seiner

roten Nase, auch seine Hände glühen vor Frost; im Januar vermietet er sich stundenweise als Dunkelkammerbeleuchtung an Amateure. Eine alte Witwe speist ihn täglich mit milden Redensarten, die er gierig verschlingt. An einem stürmischen Februarabend ringt er an einer finsternen Straßenecke stundenlang mit einem Zwergpinscher um einen Knochen und anschließend — da sich der Knochen als Attrappe herausstellt — mit dem Tode, den er, obwohl von Beruf kein Ringkämpfer, durch Rippengriff besiegt. Im März kann man bei heilem Sonnenschein hingegen bereits deutlich sein eigenes Skelett sehen, wenn er gegen Licht steht. (Was weiß denn der blutige Laie vom Idealismus eines Gelehrten?)

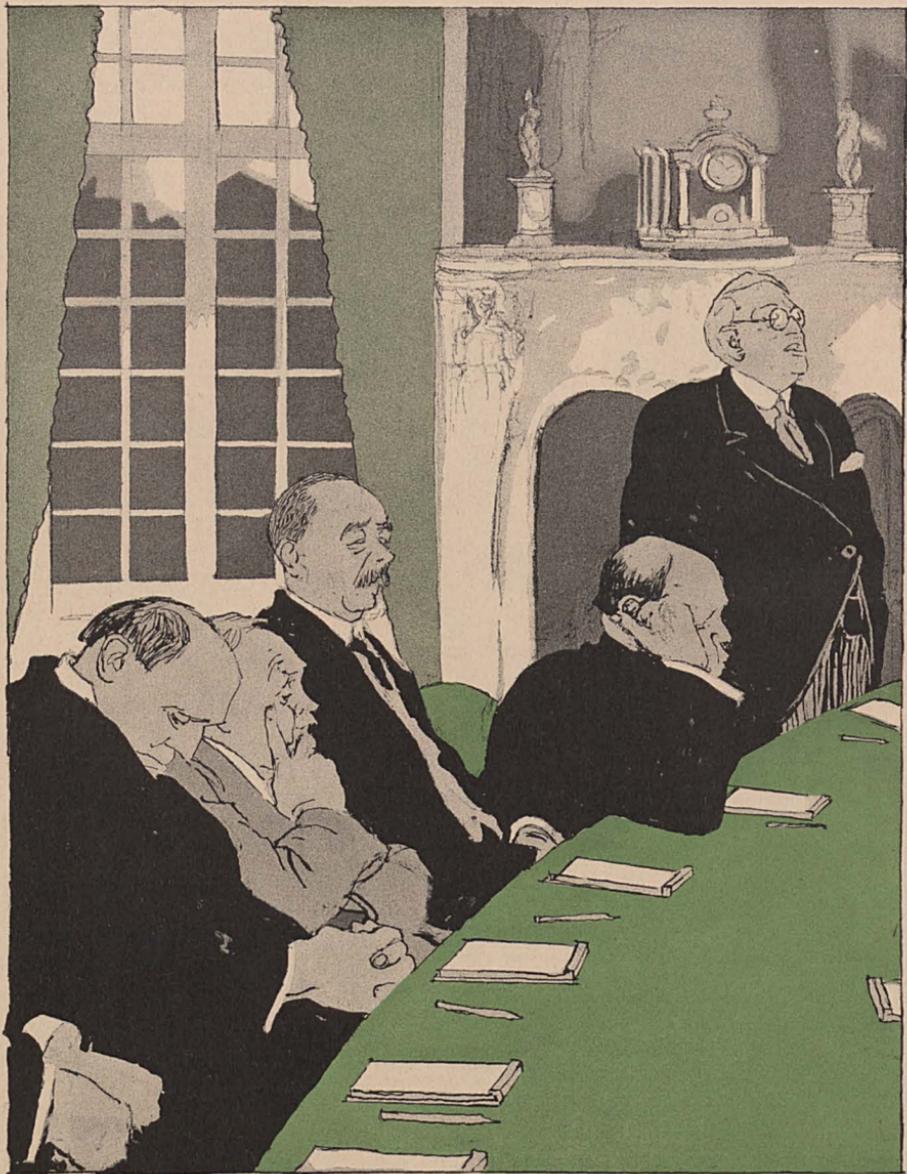
Aber unausgesetzt zischen daheim die Gasballons, brodeln die Retorten im Laboratorium; das Präparat schreitet rüstig seiner Vollendung entgegen. Nur die Nachbarn beschweren sich beim Hauswirt über das rasselnde Geräusch, das der Professor hervorruft, wenn er nachts mit

klappernden Zähnen an seinem Hungertuch zu nagen versucht.

Endlich im Mai steht er am Ziel seines Strebens: der geschmeidige, warme, absolut garantiert wasserdichte Rohstoff für Schuhe ist erfunden! O Glück der herrlichen Vollendung! Triumphierend hält er ihn in Händen und biegt ihn hin und her; der rasende Rausch des Schöpfers ergaßt ihn; übermütig wie ein Schuljunge springt er zum Schuster und wirft ihm sein Präparat auf den Tisch: „Da, Meister, das habe ich erfunden! Das ist wasserfest, sag ich Ihnen, da kommt kein Regen durch! Und nun machen Sie mir mal ein Paar derbe Schuhe draus!“ Der Meister nimmt den Stoff zur Hand und sieht den Professor fassungslos stauend an: „Ja, aber lieber Herr Professor, wissen Sie denn nicht, was das ist? — Leder! Ganz gewöhnliches Leder!“ — Da ging der Professor zum lieben Gott und entschuldigte sich. (Die sonst übliche Beerdigung unterließ, da er nicht genügend Leib hinterließ.)

Die kommende Weltwirtschaftskonferenz in Genf

(E. Thöny)



„Meine Herren, unsere Finanzleute und Volkswirtschaftler sind mit ihrer Weisheit zu Ende. Ich beantrage, daß Psychiater als Sachverständige zugezogen werden!“